

Der unsichere Kantonist

Wenn die Schweiz ein kommunistisches Weltreich wäre: Heute beginnen wir mit dem Vorabdruck von Christian Krachts Roman „Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten“.

Dieser Roman steht nicht auf der Liste. Doch so widerspenstig, wie er sich zu seiner Zeit verhält, und so rätselhaft, wie er sich liest, fehlt er dort. Christian Kracht, der Mann, der mit „Faserland“ so etwas wie die Regelpoetik der neunziger Jahre schrieb, hat einen neuen Roman verfasst, sieben Jahre nach „1979“, seinem letzten. Der neue Roman heißt „Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten“ und ist eine totalitäre Fantasie. Sie spielt heute, in einer Gegenwart, die sich seit hundert Jahren anders entwickelt hat. In der ein Weltkrieg herrscht, der nicht aufhört und die Schweiz eine sowjetische Republik geworden ist, verstrickt im Kampf mit einem faschistischen Deutschland. Das Buch geht ein großes Risiko ein. Wie unbeteiligt erzählt Kracht von einer Militärdiktatur, in der niemand mehr Hobbys hat, Freunde trifft, sein profanes Leben lebt, sondern sich jeder einer großen Kriegsmaschine unterworfen hat. In einem Spätsommer, wo wieder Panzer rollen und von Geopolitik und Kontinentalinteressen gesprochen wird, ist kaum zu glauben, dass Krachts Roman auf der soeben vorgestellten Longlist des Deutschen Buchpreises fehlt. Die Jury hat das Buch nicht berücksichtigt. Wir beginnen heute mit dem Vorabdruck.

Seit Kracht im Jahr 1995 mit seinem Roman „Faserland“ debütierte, damals neunundzwanzig Jahre alt, hat er in seinen Büchern selten den Normalfall einer geregelten Realität beschrieben. Kaum ein Kritiker, dem damals das Buch nicht verdächtig vorkam, der es abtat als Markenfetischismus und affirmative Weltbeschreibung, eben snobistische Popliteratur. Wovon handelt es? Ein junger Mann fährt von Sylt bis an den Bodensee und weiter bis ans Grab von Thomas Mann. Er nimmt eine Menge Drogen und redet viel und oft wirr über seine Barbourjacke, SPD-Nazis, Bauer-Joghurt und den Bord-Treff eines Interregios der Bundesbahn.

Die ganzen Marken, die vielen Städte, die rahmengenähten Schuhe, Luftansaflüge und Popsongs: das wirkte fast wie aus dem richtigen Leben. Das wirkte, als könnte der Leser mitreden, was die Lektüre so verführerisch und schnell machte. Dabei erzählte Kracht von Gegenwart genauso viel wie von Gegenwartsüberdruß. Dabei hatten Krachts Figuren immer ein zweites Gesicht, das einen Ort erahnte, der nicht im Hier und Jetzt lag, sondern

eher in der Erinnerung oder in einer vage erträumten Zukunft, frei von Angst: eine Hütte am See mit Isabella Rossellini. Tibet. Eine magische Kommune. Ein utopisches Dorf.

„Faserland“ durchmaß die Bundesrepublik von Nord nach Süd, aber war es deshalb ein Deutschlandbuch? Und handelte der zweite Roman „1979“, erschienen unter den Rauchzeichen des 11. Septembers, von der Iranischen Revolution, nur weil darin zwei Dandys in Teheran stranden, kurz bevor die Ayatollahs kommen? „Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten“, Krachts dritter Roman in dreizehn Jahren, könnte das Ende einer längeren Suchbewegung bedeuten, die sich vordergründig an Orten und Ereignissen entlangtastete – die Bundesrepublik im toten Winkel der Mitteunziger, Persien, bevor der Schah und sein Regime fallen –, aber als Fluchtpunkt von allem Anfang an das utopische Dorf schlechthin im Auge hatte: die Schweiz. Kracht wurde dort 1966 geboren, im Kanton Bern.

Aber es ist nicht irgendeine Schweiz, von der Kracht jetzt erzählt, sondern eine durchbuchstabierte Parallelschweiz, wie sie nach hundert Jahren Weltkrieg aussähe. Wie sie wäre, wenn Lenin nicht im plombierten Zug in die Sowjetunion heimgekehrt, sondern geblieben wäre, um die Verhältnisse zu stürzen. Wie sie wäre, wenn Lenin die Schweiz zur sozialistischen Vormacht einer ewigen Schlacht gemacht hätte, die hin- und herwog zwischen den Alliierten und den britischen und deutschen Faschisten. Mitteleuropa und die Kontinente drum herum wären in ein ewiges 1917 gebannt, in der Luftschiffe fliegen und Draisinen an Telegrafmasten vorbeifahren. Es gäbe keinen technischen Fortschritt außer bei Raketen, dafür aber Telepathie. Hoffnung und Frieden kämen aus Afrika.

Wer sich an einer Inhaltsangabe dieses Romans versucht, fällt ins Konjunktiv: hätte, wäre, könnte. Kracht beschreibt seine SSR, die Schweizerische Sowjetrepublik also, allerdings im Präsens, im sinistren Ernst einer Gegenwart, die bevölkert wird von schwarzen Politkommissären, welchen Soldaten, deutsch-türkischen Generälen und einem Marschall, der Kokainist ist. Das Buch stellt den Realitätssinn auf die Probe, es prüft die Verlässlichkeit von Grenzübergängen und die Haltbarkeit von Etiketten überhaupt. Erzählt wird es von einem antisemitischen schwarzen Schweizer, den Kracht wie Ernst Jünger in Paris beim Burgunder reden lässt: „Den Balkon betretend, sah ich das erhabene Bild dutzender deutscher Luftschiffe, die den Himmel über meinem Kopf füllten.“

Man hat Christian Kracht selbst alle möglichen Etiketten anzuhängen versucht, jenes vom „Popliterat“ hielt bisher am längsten. Wohl auch, weil Kracht sich 1999 für den Gesprächsband „Tristesse Royal“ mit ein paar Freunden in ein Zimmer im Hotel Adlon setzte, um die populäre Großwetterlage am Fin de Siècle zu diskutieren. Ein Augenblicksbuch war das, ein bisschen albern, manchmal nur schwer erträglich, aber auch nur halb so



Man hat dem Schweizer Schriftsteller Christian Kracht alle möglichen Etiketten anzuhängen versucht: Der „Popliterat“ hielt am längsten, war aber von Anfang an, seit „Faserland“ von 1995 also, verkehrt.

Foto Matthias Lüdecke

ernst gemeint, wie es verstanden wurde. Dass Kracht sich selbst darin als „sehr reich“ bezeichnete, hat seinem Ruf nicht unbedingt geholfen.

Aber hinter Etiketten lassen sich bequem Zweifel und vor allem ein Unbehagen an einer schwer kalkulierbaren Prosa entsorgen. Kracht schreibt in einer Kunstsprache, gespenkelt mit Zitaten. Nirgendwo kann man fest den Fuß aufsetzen. Wer spricht denn da? Es gibt in „Faserland“ mindestens ein halbes Dutzend Anspielungen auf Evelyn Waugh und seine brillanten und lebensmüden Figuren. Im neuen

Roman, der seinen seltsamen Titel von einem alten englischen Volkslied geborgt hat, benutzt er die Schweizer Rechtschreibung. Hinter den abgezielten Rändern dieses Kunstidioms verbirgt sich eine Sprachkepsis, die kostümierte Gegenwartsskepsis ist. Peter Handke war Kracht immer näher als Hunter S. Thompson oder dem Projekt, die Welt einfach so abzuschreiben, wie sie ist. Man kann sich nicht neutral zu ihr verhalten, auch nicht als Schweizer.

Der schwarze Erzähler von „Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schat-

ten“ marschiert von den ersten Seiten des kurzen Buchs an ins Herz der Finsternis: Es ist die mythische Bergfestung der Eidgenossen, das Réduit in den Alpen. Dort wartet Oberst Brazhinsky auf ihn, ein Konterrevolutionär, den er verhaften soll. Bei Joseph Conrad hieß der Mann noch Major Kurtz. Das Réduit ist über die Jahre immer weiter in die Tiefe gewachsen, ein leeres Ritual, Religion. Tief im Berg wird dem Erzähler eine Lektion erteilt, er wird selbst Konterrevolutionär. Am Ende kehrt der Kommissär heim nach Afrika – ein Offizier und Pilger. TOBIAS RÜTHER

Mehr als perfekte Oberfläche

Warum der Westen die Olympia-Inszenierung nicht für bare Münze nehmen sollte

PEKING, 25. August
Jetzt sind sich die Welten in Peking so nahe gekommen wie nie zuvor, und was ist das Ergebnis? Sie sind weiter denn je voneinander entfernt. In China sind die Leute stolz darauf, dass ihr Land solch brillante Spiele organisieren konnte, dass es so viele Rekorde gab, dass die eigene Mannschaft so gut abgeschnitten hat. Sie sind überzeugt davon, dass der Westen jetzt gar nicht mehr anders kann, als China endlich so anzuerkennen, wie es wirklich ist. Aber für viele Kommentatoren im Westen ist mit ebendiesen Spielen ein historischer Höchststand an Blendung, Künstlichkeit und Manipulation erreicht, von den Inszenierungen der chinesischen Regierung bis zu den vermuteten Tricks der Pharmaindustrie, die den olympischen Geist in einen Talmi-Glanz gehüllt hätten, den er vielleicht nie wieder loswird. Geteilter kann eine Bilanz kaum sein.

Gewiss hat es im Lauf der sechzehn Tage individuelle Begegnungen gegeben, die den einzelnen Sportler, Schlachtenbummler, Freiwilligen aus den Kollektiven „China“ oder „der Westen“ für einen Moment herauszulösen vermochten. Aber im Großen segelten die beiden Öffentlichkeiten komplett aneinander vorbei. Noch nicht einmal das erwartete Katz-und-Maus-Spiel zwischen Journalisten und Bürgerrechtsaktivisten auf der einen und der chinesischen Staatsgewalt auf der anderen fand statt. Abgesehen von ein paar Tibet-Fahnen zu Beginn, störte nichts die Harmonie. Der Staat hat unter Beweis gestellt, dass er auf eigenem Territorium tatsächlich alles unter Kontrolle behalten kann, selbst wenn potentiell die ganze Welt zu Gast ist: Dafür haben umfassende und zugleich gezielte Visa-Restriktionen gesorgt, eine dramatische Erhöhung der uniformierten und nichtuniformierten Sicherheitskräfte, eine Einschüchterung aller zuvor noch als legal deklarierten Demonstrationen vorhaben und eine so

dichte Überwachung der nationalen Presse wie lange nicht mehr. Alle blieben in ihren vorgegebenen und sanft aneinander vorbeigeleiteten Bahnen.

Doch diese Fähigkeit, real existierende Widersprüche mit einer glatten, störungsfreien Oberfläche zu überziehen, erweist sich als Pyrrhussieg. Der chinesische Staat bot Perfektion, aber die westliche Öffentlichkeit wollte Wirklichkeit und Authentizität. Nach Lage der Dinge schloss sich beides gegenseitig aus. So gewannen die Spiele im Blick der westlichen Beobachter am Ort und am Fernsehen ein umso düstereres Aussehen, je mehr sie sich als Teil einer glänzenden Inszenierung wiederfanden. Olympia könnte daher zur Chiffre einer noch umfassenderen Angst werden: dass China dem Westen womöglich auch sonst seine Begriffe und Institutionen entwendet und unter dem Vorzeichen eines autoritären Perfektionismus etwas ganz anderes daraus macht.

China hatte also seine Show – und ohne Zweifel werden im Westen diejenigen, die die Welt bereits in einem Kalten Krieg zwischen den Systemen wännen, die ihre haben. Die Ironie dabei ist, dass sich in China im Zuge der marktwirtschaftlichen Reformen der letzten Jahrzehnte eine Gesellschaft gebildet hat, die keineswegs so uniform ist, wie es die staatliche Präsentation vermuten lässt, und die längst auch den Aktionskreis der herrschenden Partei ihrerseits prägt und begrenzt. Die Kenntnis dieser Gesellschaft, die die Regierung mit ihren olympischen Kontroll- und Zensurmaßnahmen nach Kräften zu verhindern suchte, würde ein ungleich differenzierteres, realistischeres und daher günstigeres China-Bild erzeugen, als es die staatlichen Vorführungen vermögen.

Ein Kommentator der reformorientierten Wochenzeitung „Nanfang Zhoumo“ in Kanton schrieb in diesem Sinne kürzlich, die „Soft Power“ des Landes, auf die die Re-

gierung immer so viel Wert legt, hänge vor allem von der Freiheit und Qualität der Presse ab. In nichtolympischen Zeiten haben sich die Artikulationsspielräume dieser Gesellschaft allmählich erweitert – allerdings nur, solange das Herrschaftsmonopol der Partei nicht direkt betroffen ist. Deswegen wird ihre Bedeutung draußen bisweilen unterschätzt. Ohne die Berücksichtigung authentischer Stimmen aber wächst im Westen die Versuchung, die offiziellen Inszenierungen zum Nennwert zu nehmen und nach einem vorhersehbaren Reiz-Reaktions-Schema abzuwehren. In diese Falle sollte man nicht gehen. Das englischsprachige Parteiblatt „China Daily“ hat sich jetzt nach der pompösen, ästhetisch völlig missglückten Schlussfeier zu der triumphalistischen Schlagzeile „Beat this!“ hinreißen lassen. Überbietungswettkämpfe sind aber selten eine gute Idee. China sollte nicht allein an der Art Perfektion gemessen werden, die seine Führer als sein Wesen ausgeben. MARK SIEMONS



Die Frage des Tages
Ungleichheit als Schicksal?
Der Mythos der Aufstiegsgesellschaft

Im Album
Die Kaufkraft der D-Mark:
Was bekam ich für mein Geld?

Wehler im Video
Zur Lage der SPD: Der Pfälzer
Waldschrat packt es nicht

Der Lesesaal ist der multimediale Ort im Internet, an dem unsere Leser miteinander und mit Wissenschaftlern, Intellektuellen und Politikern über den fünften Band von Hans-Ulrich Wehlers Deutscher Gesellschafts-

geschichte und die Geschichte von Bundesrepublik und DDR ins Gespräch kommen können. Dort wird das Buch in Auszügen vorabgedruckt. Unser Forum finden Sie unter www.faz.net/wehler.

Trotziger Turmbauer

Glück der Pflicht: Zum Tod des Komponisten Josef Tal

Es gibt einen Satz im Libretto seiner späteren, 1987 in Berlin uraufgeführten Oper „Der Turm“, die als Motto für die Vita wie das Werk des Komponisten Josef Tal taugen könnte. Bei einem Disput, in dem es um Glauben und Wissen geht, ermahnt der Rabbiner einen Naturwissenschaftler: „Verwechseln Sie die Religionen nicht mit denen, die sich religiös dünken. Ich verwechsle die Wissenschaft auch nicht mit den Wissenschaftlern.“

Josef Tal, als Sohn eines Rabbiners am 18. September 1910 in Pinne bei Posen geboren und in Berlin aufgewachsen, hat nie die Kunst mit den Künstlern verwechselt, vor allem aber nicht Politik mit Menschen und schon gar nicht Deutschland mit den Deutschen. Seine Biographie gibt mehr als einen Hinweis darauf, dass er nie in Versuchung gewesen ist, in pauschaler Weise von den Angehörigen einer Nation zu sprechen. Wäre es nicht so gewesen,

der Weg zurück nach Berlin, den er nach der Emigration wieder und wieder fand und den er in seinem bemerkenswerten Buch „Der Sohn des Rabbiners“ geschildert hat, wäre ihm schwerer gefallen.

Josef Tal hat in Berlin bei Paul Hindemith, Max Trapp, dem Schönbergianer Heinz Tiessen und dem berühmten Harfenisten Max Saal studiert, ging 1934 nach Palästina, wo er eine rege Konzerttätigkeit als Pianist und Harfenist entfaltete und maßgeblich am Aufbau des Musiklebens beteiligt war.

Von 1937 an unterrichtete er Klavier und Komposition an der Akademie für Musik und Tanz, die er von 1948 bis 1953 leitete, und der Hebräischen Universität in Jerusalem, wo er auch ein elektronisches Studio gründete. 1965 wurde er auf Betreiben seines großen Kollegen und damaligen Akademiepräsidenten Boris Blacher Mitglied der Akademie der Künste in Berlin.

Josef Tals Vita hat wohl auch den Ausschlag für die späte Entwicklung als Komponist gegeben. Seine Klangsprache zehrte vom trotzigem Gestus der Avantgarde zwischen Elektronik, seriellen Techniken und Klangflächenstrukturen und zugleich von einem ehrenwert-naiven Glauben an die Fähigkeit der Musik zur Grenzen sprengenden Kommunikation. Die musikalische Sprache war für ihn „des Menschen einzig glücklicher Turmbau zu Babel“, das Komponieren ein Akt der Pflicht.

Tal wurde für sein Wirken vielfach ausgezeichnet, unter anderem 1971 mit dem Israel-Preis, 1975 mit dem Kunstpreis der Stadt Berlin und 1985 mit dem Bundesverdienstkreuz I. Klasse. Am gestrigen Montag ist Josef Tal im biblischen Alter von siebenundneunzig Jahren in Jerusalem gestorben. WOLFGANG SANDNER

Bayreuther Lage

Mit der Kandidatur des ehemaligen Intendanten der Salzburger Festspiele Gérard Mortier, der sich, wie gestern berichtet, gemeinsam mit Nike Wagner um die zukünftige Leitung der Bayreuther Festspiele bewirbt, hat das Nachfolgeverfahren eine überraschende Wendung genommen. Bislang sah es so aus, als hätten sich die im Stiftungsrat votierenden Vertreter der öffentlichen Hand ebenso wie die mäzenatische „Gesellschaft der Freunde von Bayreuth“ bereits auf eine Entscheidung zugunsten von Katharina Wagner und Eva Wagner-Pasquier festgelegt. Jetzt hat sich der Bund öffentlich dafür ausgesprochen, „nur auf der Grundlage der Konzepte“ der Kandidaten zu entscheiden. Am Ende werde sich „das überzeugendere, das bessere, das zukunftsreichere Konzept für die Festspiele in Bayreuth“ durchsetzen, sagte der stellvertretende Regierungssprecher Thomas Steg dem 3sat-Magazin „Kulturzeit“. „Alle anderen Überlegungen, die es auch hier und da in der Öffentlichkeit gibt, sind für die Entscheidung jedenfalls nicht relevant.“ Seitens des Vorstands der „Freunde“ war die Losung ausgegeben worden, da man Bayreuth nicht neu erfinden könne, komme es nicht auf die Konzepte, sondern auf die Personen an, die man schließlich kenne. Auf die Frage, ob man sich dem scheidenden Festspielleiter Wolfgang Wagner gegenüber nicht moralisch verpflichtet fühle und deshalb seinem Wunsch willfahren werde, seinen Töchtern die Leitung zu übertragen, antwortete Steg, für die Bundesregierung, die im Stiftungsrat mit fünf von vierundzwanzig Stimmen vertreten ist, sei lediglich die Vereinbarung maßgeblich, nach der am 1. September eine neue künstlerische Leitung bestellt werden solle auf der Grundlage eines überzeugenden Konzepts und eines Vorschlags der Familie Wagner. Diesen Vorschlag erwarte nun der Stiftungsrat. Kryptisch setzte Steg hinzu: „Ich vermag nicht zu sagen, ob es in persönlichen Gesprächen noch andere Diskussionen gegeben hat.“ Die Frage, ob Wolfgang Wagner seinen für Ende August angekündigten Rücktritt womöglich noch einmal zurückziehen werde, beantwortete Steg ausweichend: Er gehe nicht davon aus. „Ich denke, es ist eine Entscheidung getroffen.“ Dies steht nun in eklatantem Widerspruch zu den Aussagen der Vertreterin des Bundes im Stiftungsrat, Ingeborg Berggreen-Merkel. Diese hatte im Anschluss an die letzte Sitzung vor vier Monaten mit aller Entschlossenheit betont, dass der Rücktritt definitiv und bedingungslos erfolgt sei. spin

Morgen in Natur und Wissenschaft

Das Hochland von Tibet hat zwei Kontinente als Väter

Geisteswissenschaften: Die Russophobie der Marxisten

Klosterbrand

Weltkulturerbe in Japan vernichtet

Im Ensemble des Daigoji-Tempels in Japan, der zum Weltkulturerbe zählt, ist eine hölzerne Halle verbrannt. Das Feuer in der „Kannondo“-Halle brach in der Nacht zum vergangenen Sonntag vermutlich durch Blitzschlag aus. Die in den Bergen der alten Kaiserstadt Kyoto gelegene Halle brannte vollständig nieder. Vermutlich sind dem Feuer auch unersetzliche buddhistische Schnitzfiguren zum Opfer gefallen. Kürzlich hatte die Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik in Bonn erstmals in Deutschland Schätze des Klosters gezeigt. F.A.Z.

HEUTE

Ruhrpottmississippi

In Bochum mischen amerikanische Künstler Blues, Jazz, Pop, Folk, Country und Gospel. Das Ganze wird geleitet von Joe Henry und heißt „Century of Song“. **Seite 39**

Aus dem Buntstiftgebiet

Mit ihren Wimmelbüchern hat sie weltweit Erfolg und in Amerika einmal auch die Puritaner geärgert: Die Zeichnerin Rotraut Susanne Berner wird sechzig. **Seite 40**

Von Magersucht keine Spur

Das Fernsehen huldigt meist einem Schönheitsideal, das zum Hungern einlädt. Zwei Filme werfen einen anderen Blick auf die Dinge; nur einer findet das richtige Maß. **Medien 42**

Blüht nur einen Sommer

Lange kam er in der Mode nur mit kleinen Schnitten voran. In diesem Jahr aber betritt der spanische Mann den Strand nicht anders als in einer Hibiskus-Badehose. **Seite 44**